

**„HEILGEDICHTE“ UND WERNER LUTZ**

**Рольф Бернгард Эссиг**  
Бамберг, ФРГ

**«СВЯТЫЕ СТИХИ» И ВЕРНЕР ЛУТЦ**

*Поэтологические эссе посвящены проблемам лирического творчества, его источникам, контекстам, культурно-диахроническим связям.*

**I.**

**Körpertreffer. Über Lyrik und ihre physischen Wirkungen**  
(für Nora Iuga<sup>1</sup>)  
Von wegen zart

und duftig! Gedichte schlagen zu. Lebensbedrohlich. Hart. Und das ist keineswegs metaphorisch gemeint. *Karl May* erfuhr es am eigenen Leib. Es war in der schwierigen Zeit nach seiner ersten sechswöchigen Haftstrafe und dem plötzlichen Ende seiner Lehrerlaufbahn. Damals gelang es ihm so gerade eben, seine verkrachte Existenz mit kompositorischen und literarischen Gelegenheitsarbeiten vor dem völligen Absturz ins Elend zu bewahren. Da kam ihm der Auftrag sehr gelegen, *Ludwig Uhlands* hochbeliebte Ballade „Des Sängers Fluch« zu parodieren. May machte einfach „Des Schneiders Fluch“ daraus, mit schlichten Versen wie: „Die Hypotheken lauern / Schon heut auf euern Sturz. / Ihr hört’s, verruchte Mauern, / Ich mach’ es mit euch kurz !“ Brotarbeit, ohne Anspruch, schnell zusammengedengelt. Doch wenig später rächte sich die misshandelte Ballade fürchterlich. Der stellungslose May versuchte nämlich Halt zu finden im Schreiben eines moralischen Lehrgedichts. Frohgemut fühlte er hehre Gedanken in sich aufsteigen und wollte sie niederschreiben: „Ich griff zur Feder. Da aber war es plötzlich, als ob ein

---

<sup>1</sup> *Eleonora Almosnino* (geb. 1931) ist eine rumänische Dichterin und Übersetzerin ([http://ro.wikipedia.org/wiki/Nora\\_Iuga](http://ro.wikipedia.org/wiki/Nora_Iuga)).

schwarzer Vorhang in mir niederfalle. Die Klarheit war vorüber; die lichte Gestalt verschwand; die dunkle tauchte auf, höhnisch lachend, und überall, durch mein ganzes inneres Wesen erscholl es wie mit hundert Stimmen >des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch usw.!< So klang es stunden- und stundenlang in mir fort, endlos, unaufhörlich und ohne die geringste Pause, nicht etwa nur in der Einbildung, sondern wirklich, wirklich. Es war, als ob diese Stimmen nicht in mir, sondern grad vor meinem äußern Ohr ertönten. ... Das ging den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch und auch dann noch immer weiter. Kein anderer Mensch sah und hörte es; Niemand ahnte, was ich und wie furchtbar ich litt”.

Mit aller Anstrengung gelingt es K. May, das moralische Gedicht den Hohnstimmen abzupressen, doch dann bricht er zusammen. Der Spuk verschwindet. Jahre später aber fällt ihm in psychisch ähnlich schwieriger Situation nach Verbüßung von 3,5 Jahren Arbeitshaus die damalige Qual wieder ein. “Und was war das? Indem ich hieran dachte, hörte ich ganz dieselbe Stimme erklingen, in mir, ganz deutlich, wie erst nur von Weitem, aber sie schien sich zu nähern, >des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch!<”.

### **Das Dichten scheint**

eine harmlose Übung zu sein. Und doch griffen Karl May die eigenen Verse mit grausamer Gewalt an, ein geistzerrüttendes Phänomen, das man als “Auto-Echolalie” bezeichnen könnte. Von solch verderblichen Körpertreffern erfahren wir in Bezug auf Lyriklesen oder -schreiben nur zu selten. Schon 50 Jahre früher als May hatte allerdings der geniale Autor und Vater der Psychologie *Karl Philipp Moritz* vor den Leiden der Lyrik gewarnt. Er meinte nicht das Ringen des Dichters um Worte, sondern die Tatsache, dass leichtsinnige Reimerei ums eigentliche Leben bringen könne. Er verfasste eine “Warnung an junge Dichter“, die 1792 im “Neuen Teutschen Merkur“ erschien und in ausführlicherer Form in seinem wunderbaren “psychologischen Roman” “Anton Reiser” unter dem Titel “Leiden der Poesie”.

Natürlich will Moritz Menschen davon abhalten, Künstler zu werden, die keine rechte Eignung oder Berufung dazu haben, vielmehr lediglich nach Ruhm und Anerkennung gieren. Mindestens ebenso wichtig wie diese nicht neue Warnung ist die andere vor den fatalen psychischen Fol-

gen des Dichtens aus einem unruhigen Produktionstrieb heraus. Ein Dilettant in diesem pathologischen Sinne ist abhängig von Vorbildern, fühlt Selbstbegeisterung beim Dichten, erfreut sich an der Fluchtfunktion der Verse, die ihn über das prosaische Leben erheben sollen, greift gern zu großen Worten und starken Effekten, widmet sich schwerwiegenden Themen, gar Tabus und empfindet schließlich einen übermächtigen Drang, das Geschaffene unbedingt und am besten unmittelbar anderen mitzuteilen. Ob die es nun hören wollen oder nicht. Der Dichter als kleiner Gott fühlt sich eine kurze Zeit groß, bis ihn die Welt mit ihren Ansprüchen wieder zurechtstutzt auf Normalmaß, was eine schrecklich deprimierende, zerstörerische Bruchlandung nach den poetischen Höhenflügen bedeuten kann.

Moritz beschreibt in "Anton Reiser", wie die Poesie dem jungen Titelhelden in äußerster finanzieller und seelischer Bedrängnis zwar einen Ausweg zu öffnen scheint, weil sie ihm das Leben in einer und für eine bessere Welt ermöglicht, doch sie macht ihm gleichzeitig erst in schrecklicher Weise – im Kontrast nämlich – sein Unglück deutlich. Da er mit seiner angestregten, krankhaften, ja manischen Dichterei keine Anerkennung findet, vertieft sich seine verzweifelte Lage sogar. Moritz analysiert diesen Mochtegerndichter mit psychopathologischer Finesse, verständnisvoll und im angemessenen Vokabular von Sucht ("Hang", "Streben", "Begierde", "furor", "Wut", "Trieb", "Sucht") und Krankheit ("erhitzt", "krank", "fieberkrank", "Leiden", "Krisis", "Qual", "Anfall", "Rückfall", "Wahn", "Lethargie"). Es ist nicht so, dass Reiser gar keine poetische Ader hätte, aber es fehlt ihm durchweg an Ehrlichkeit und künstlerischem Willen. Einmal glückt ihm ein sehr persönliches, sehr aufrichtiges Poem, doch bald darauf verfällt er wieder der Manie, "Gedichte zu machen, bloß um Gedichte zu machen". Ja, er beginnt sogar mit der Arbeit an einem Klagegedicht über den Tod eines jungen Mannes, das alle Herzen rühren soll, doch liegt dieser erst sterbenskrank in den letzten Zügen; ein Gipfel der Heuchelei, was Reiser sogar zu seiner größten Scham empfindet. Doch um der möglichen Wirkung willen dichtet er weiter.

Die Begegnung mit der Dichtung erweist sich im Falle Anton Reisers als fatale Ansteckung mit dem poetischen Virus. Ihre Trostwelten bewirken in kurzer Zeit tiefste Trostlosigkeit und Verfehlung des eigentlichen Lebens durch Entfremdung. Es gibt viele gute Gründe "Anton

Reiser" zu lesen, von denen derjenige, Poesie von Mache oder Kunst- von Geltungsdrang zu unterscheiden, nicht der schlechteste ist.

### **Das ist eine alte Geschichte**

und ist doch immer neu, wie nicht nur *Heinrich Heine* weiß. Wer sich im Bereich der Selbstverlage oder in den Weiten der elektronischen Veröffentlichungen umsieht, findet in Verbindung mit Gedichten, Reimen, Versen kaum etwas so häufig wie therapeutische Ansätze, nicht selten esoterisch oder theologisch grundiert. Da schreiben Hunderttausende Gedichte, und sehr häufig, damit es ihnen oder anderen besser gehen solle. Auch sie leiden zum Teil offensichtlich unter der poetischen Krankheit, die Moritz diagnostiziert, und vergessen zu oft ihr eigentliches Leben über dem poetischen.

Leicht fällt es, sich über die Masse des gut Gemeinten zu belustigen, die da in Millionen Versen auf internationalen Servern und zwischen selbstgestalteten Buchdeckeln zu finden ist. Aber sollte man so einfach alles abtun, was sich da an menschlich Geformtem tummelt?

Eine mögliche heilende Wirkung der Lyrik steht ja gar nicht zur Diskussion, weiß doch ein jeder aus kindlicher und erwachsener Erfahrung, wie ein »Heile, heile Segen« wahrhaftig heilt und eine plötzlich zerbrochene Welt neu erstehen lässt, wie ein Gutenachtlied noch Jahrzehnte später seelische Stabilität herstellen kann, singt man es sich im Geiste vor: "Dies Kind soll unverletzt sein!" Mehr als einmal habe ich auch mit *Conrad Ferdinand Meyers* unvergleichlichem Abschiedsgedicht »Stapfen« depressive Verstimmungen in schlimmen Trennungsphasen lindern können. Und in *Erika Burkarts* alptraumklarem Gedicht »Erwachen um 2 Uhr nachts«, das hier im Heft zu lesen ist, dient das stille Stammeln eines »Kindergebets" als Zuflucht.

Diese uralten tröstlichen Alltagserfahrungen regen einerseits die Dichter an, ihre Krankheiten in Gedichten zu bannen, wie sehr viele Texte dieser Ausgabe beweisen. Andererseits macht sie sich die relativ junge Poesie- und Bibliothherapie – also die Empfehlung adäquater, anregender Lektüre bzw. die Anleitung zum Schreiben bei speziellen Krankheiten – zunutze. Sie kämpft zwar weiterhin um empirisch überprüfbare Beweise ihrer physiologischen Wirksamkeit, doch dass sie wie andere mit Kreativität arbeitende Therapieformen heilsam sein kann, steht außer Frage. Ob es die Zuwendung ist, die Ablenkung von niederdrückenden

Gedanken, oder ob tatsächlich eine unmittelbare Heilkraft der Wörter die Symptome mildert und das Befinden bessert, das muss noch genauer erforscht werden.

*Peter Rühmkorfs* überzeugende Indizienkette zur Auffindung der “menschlichen Anklagsnerven” in seinen nicht genug zu lobenden Frankfurter Poetikvorlesungen “agar agar zaurzaurim” macht es jedenfalls höchst wahrscheinlich, dass in uns spezielle Hirnareale auf den Reim, den Versfuß, die Wiederholung, den Rhythmus reagieren, ja reagieren müssen, und zwar auf eine tief stammesgeschichtlich gegründete Art und Weise; vom verdoppelungsseligen Kind und seinem “Mama-Aa-Papa-lala” bis zum dementen Greis, dessen Hirn auf das Hören einst gelernter Verse und Liedlein plötzlich wieder anspricht.

### Den Reimleim

fand Rühmkorf – Möge die Erde ihm leicht sein! – in magischen Texten so oft, dass man an der Überzeugung der Jahrtausende kaum sinnvoll zweifeln kann, die geformte Sprache könne körperliche Heilwirkung erzielen. Wie weiß Wotan zu murmeln:

sôse bēnrenki, sôse bluotrenki,

sôse lidirenki:

bēn zi bēna

bluot zi bluoda, lid zi geliden,

sôse gelīmida sin.

Die Anlaut- und Auslautgleichheit in dem althochdeutschen Merseburger Zauberspruch soll die zwei Enden eines verletzten Pferdeknöchel verbinden, als ob sie geleimt wären (“sôse gelīmida sin”). Wann die ehrwürdigen Vereinigungsverse wohl zum letzten Mal ausprobiert wurden? Hätte Helmut Kohl sie beschwörerisch über den Vertrag zur deutschen Einheit raunen sollen, auf dass sich niemand geleimt und alle verbündet gefühlt hätten?

Noch etwas früher, im antiken Rom, traute man sogar den klangwiederkehrreichen Wörtern allein Heilwirkung zu, nämlich “ABARA BARBARICA BORBON CABRADU BRABARASABA”. Das dem Abrakadabra nahe Gebrabbel hilft gegen Schmerzen der Blase, wenn man im Falle weiblichen Wehs auf eine Saublase und im männlichen auf eine Eberblase den Text in Großbuchstaben schreibt und das Ganze dem Patienten oder der Patientin vor den Nabel hängt. So liest man es bei *Plinius dem Älteren*, überliefert in der “*Physica Plinii Sangallensis*” aus dem 6. oder 7. Jht n. Chr.

Im Altenglischen überdauerten besonders eindrucksvolle Heilverse in Aufzeichnungen des Hohen Mittelalters, denen auch Handlungsanweisungen beigegeben wurden. So richtet sich folgendes Gedicht, das im British Museum liegt, "Gegen den Zwerg", wie die Überschrift lautet:

Her com in gangan an spiderwiht,  
hæfde him his haman on handa,  
cwæo thæt thu his hæncgest wære.  
Lege the his teage an sweoran.  
Ongunnan him of thæm lande lithan;  
sona swa hy of them lande coman  
tha ongunnan him dha lithu acolian.  
Tha com in gangan deores sweostar;  
tha geændade heo and aoas swor

dhat næfre this dhæm  
adlegan derian ne moste,  
ne thæm the this galdor begytan  
mihte,  
odhdhe this galdor ongalan cuthe.  
Amen. Fiadh.

Hier kam hineingegangen ein Spinnenwicht,  
hatte sein Zaumzeug in der Hand,  
sprach, dass du sein Hengst wärest.  
Ich lege dir seine Bänder an den Hals.  
Sie begannen, ihm aus dem Lande zu gehen;  
sobald sie aus dem Lande kamen,  
da begannen ihm die Glieder zu kühlen.  
Da kam hineingegangen des Tieres Schwester;  
da sprach sie und schwor Eide,  
dass dies dem Kranken niemals schaden dürfte,  
noch dem, der sich dies Zauberlied verschaffen könnte  
oder (dem), der dies Zauberlied zu singen verstünde. Amen. Fiat.  
(Übersetzung von G. Sandmann, MS British Museum Harley 585,  
f. 167, a, b. 9-20) [1, S. 52f.].

Die Verse müssen ins linke und dann ins rechte Ohr, schließlich über den Kopf des Kranken hinweg gesprochen werden, woraufhin eine Jung-

frau ihm ein Spinnwebamulett umhängen muss, um den Zauber zu vervollkommen.

Solch international und Jahrtausende lang verbreiteter Vers-Schamanismus existiert in modernen Gesellschaften selbstverständlich weiter, zieht sich der Schaden- und Abwehrzauber auch in unauffälligere Gebiete zurück. Es gibt wohl keine echte Fankurve, in der nicht Dutzende selbst gemachter gereimter Lieder und Spruchverse existieren, die in unermüdlicher Wiederholung der eigenen Mannschaft Mut, Leidenschaft und Erfolg zuführen sollen, der gegnerischen aber Schrecken, Schwäche und Misserfolg. Sprichwörter und Redensarten, sehr oft rhythmisiert oder / und gereimt, hört man ebenfalls oft, wenn Segen herbeigerufen und Fluchähnliches abgewendet werden soll, ob es ein schlichtes "toi, toi, toi" ist oder ein "Was man sagt, das ist man selber, alte, alte Ochsenkälber!"

Alles nur Humbug? Esoterik und Aberglaube? Fauler Zauber? Wie könnte denn das Wort in Text oder Ton den Menschen wirksam treffen?

### Hölderlin in der Röhre

soll wissenschaftlich beweisen helfen, dass es so etwas tatsächlich gibt. *Winfried Menninghaus* und Kollegen wollen zeigen, wie rhythmisierte Sprache das Befinden beeinflusst. An der Freien Universität Berlin liest man Personen in der Magnetresonanztomographie-Röhre Lyrik vor, um die Wirkungen pulsierender Wörterreihen im Hirn zu beobachten. Beginnen möchte man, so Menninghaus, mit "eher einfachen Gedichten". In 2 Jahren – dann wohl auch mit Hölderlin oder *P. Celan* – hoffen er und seine Kollegen auf Ergebnisse.

Die werden spröde ausfallen und über die körperlich wirksame Macht der Poesie höchstens ansatzweise etwas verraten können, ist der Rhythmus zwar wichtig, aber nicht das wichtigste Element der Lyrik. Und dann ist da noch das extrem Künstliche der Umgebung, die dem poetischen Genuss nicht gerade förderlich ist. Von der Auswahl der Sprecher zu schweigen, die – siehe das erfolgreiche "Rilke-Projekt" – oft prominenter als fähig sind. Von einer standardisierten Messung lyrischer Energie auf den Körper ist man in Berlin also noch meilenweit entfernt. Dabei wäre es schön, den inneren Film zu sehen, der sich bei der Lektüre von *Markus Bundis* "Reflexzonen" abspielt, wie da die Bilder schnell wechseln, die Stimmung mehrfach umschlägt, Heiterkeit und Erotik sich in den Synapsen verbreiten: absolut sehenswert.

Gewisse konkrete Aussagen erlaubt die Wissenschaft aber doch heute schon. Das Gehirn, so weisen neurologische Forschungen *Angela D. Friedericis* nach, reagiert mit schöner Regelmäßigkeit auf die Zumutung des Ungewohnten in der Sprache mit Aktivierung zusätzlicher Areale – im Vergleich zur Verarbeitung konventioneller, standardisierter Sprache. Laienhaft gesprochen: Lyrik, die mehr als die gewohnten Fähigkeiten zur Grammatik- oder Bedeutungsentschlüsselung fordert, erweitert unwillkürlich, beobachtbar und ganz wörtlich den Denkraum. Man hat es gehaut, gehofft und manches Mal erfahren, doch die empirische Bestätigung dieser poetischen Körpertreffer erfreut gleichwohl.

### **Das Herz ist es nicht**

immer, das der Versfuß beschleunigt oder die Metapher hüpfen lässt in gefährlich erregender Arhythmie. Und doch ist das Herz nach dem Gehirn das wichtigste Organ für die mögliche Wirkung poetischer Texte. Es bietet den stärksten Impuls, sich der natürlichen Rhythmen des Körpers bewusst zu werden. Noch kraftvoller als die Atmung pocht das Herz Einteilungen in unser Erleben. Nicht nur Experten der historischen Aufführungspraxis wissen um seine Rolle als verlässliches und gleichzeitig eigenwilliges organisches Metronom: Der Dirigent *Jonathan Nott* sagte vor kurzem, selbst wenn der Puls an zwei Tagen bei exakt 60 liege und er danach das Tempo einer Komposition wähle, wirke das je nach Stimmung schnell oder langsam.

Dass der Herzschlag, vor allem aber die Synchronisation zwischen Herz- und Atemrhythmus objektiv und empirisch messbar durch poetische Sprache beeinflusst werden könne, versuchten vor einigen Jahren *Dirk Cysarz* und Kollegen nachzuweisen. Sie wählten zum Beispiel Hexameter *Eduard Mörikes*, die von Patienten deklamiert wurden, und zogen zum Vergleich die Wirkung nichtpoetischer Texte heran. Allerdings wurden lediglich 20 Personen untersucht, die methodischen Schwächen und Unverständlichkeiten der Studie bemerken selbst Laien, und die anthroposophische Grundierung hilft auch nicht viel. Schade! So gerne hätte man geglaubt, dass sich ein Zusammenhang zwischen dem Deklamieren von Hexametern und einem positiv zu bewertenden Verhältnis zwischen Herzschlag, Atmung und Befindlichkeit beobachten lasse. Vor allem, wenn man dann noch liest: „Die Probanden fühlten sich nachher energischer, im Willen angeregt und durchwärmt.“

Da lobe ich mir die Dichter. Sie versprachen seit je positive Wirkungen auf das Herz und Sinne, doch bis auf einen nur metaphorisch. Dieser eine war Erich Kästner mit seiner "Lyrischen Hausapotheke", wo es heißt: "Der vorliegende Band ist der Therapie des Privatlebens gewidmet." So schlicht formuliert es Kästner und betont ganz lakonisch: "Formulierung ist heilsam". Seinen Gedichten stellt er als eine Art Beipackzettel das "Vorwort" und die "Gebrauchsanweisung mit einem Register, das von A bis Z reicht" voran. Da findet man Gedichte, die in Momenten zu lesen empfohlen werden, "wenn die Ehe kaputtgeht", "wenn man an Gefühlsanämie leidet", "wenn der Lebensüberdruß regiert", "wenn man Träume gehabt hat", "wenn man ein junges Mädchen ist". Seltsame "Krankheiten" sind das, wenn überhaupt eher dem Bereich der Psychopathologie angehörend oder "nur" den Gefühlshaushaltssorgen. Klar, das ist komisch gemeint.

#### «Es sitzt ein Vogel auf dem Leim»

dichtete *Wilhelm Busch*, und er führt in diesem Gedicht mit Schopenhauer'scher Weisheit vor, wie man auf die Zumutung des Daseins am besten reagieren könne. Sprichwörtlich wurde der Schluss-Passus: "Der Vogel, scheint mir, hat Humor." Er hat ihn, was die meist ahnungslosen Benutzer des Geflügelten Wortes nicht ahnen, im Angesicht des unausweichlichen Todes.

1941 schrieb eine Teofila ihrem Marcel von den 119 Gedichten der "Lyrischen Hausapotheke" 56 handschriftlich ab, die er ausgewählt hatte, illustrierte sie und schenkte sie ihm zum 21. Geburtstag, den die beiden im Warschauer Getto begingen; im Angesicht des Todes. Punktum.

Wer "Flucht" raunt, gar "Eskapismus", der hat so Unrecht nicht und liegt dennoch im Ganzen daneben. Es war natürlich reiner Zufall, der dieses Buch in ihre Hände spielte, ein noch größerer, dass sie und ihr späterer Mann *Reich-Ranicki* überlebten und das Buch 2005 im Faksimile gedruckt lesen konnten. Gleichwohl hätte die junge Jüdin einen Band mit *Lafontaine*-Fabeln oder Schildbürgerstreichen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht so ausgeziert und er ihn vielleicht nicht so sorgsam gehütet. "Dr. Erich Kästners Lyrische Hausapotheke" eignete sich einfach in diesem schlimmstdenkbaren Fall als Überlebensbuch, weil es sich um Verse handelte, deutsche Verse in der Tradition eines Heinrich Heine oder Kurt Tucholsky. Leichte Ware nur scheinbar, doch kraftvoll in

Form und Humor, die für die Lebenskraft selbst stehen können. In seinen Lebenserinnerungen meint Reich-Ranicki: "Ich weiß schon: Zur großen deutschen Poesie kann man Kästners Gebrauchslyrik mit Sicherheit nicht zählen. Gleichwohl haben mich seine intelligenten, seine kessen und doch etwas sentimentalischen Gedichte damals gerührt und ergriffen, sie haben mich begeistert".

### **Schützt Humanismus denn**

vor gar nichts, hatte sich *Alfred Andersch* nach dem Krieg in einem gleich betitelten Essay gefragt. Die Folgenlosigkeit humanistischer Schulbildung für einen Heinrich Himmler hatte ihn, der als Schüler Himmlers Vater als unerbittlichen Pauker alter Sprachen erlebt hatte, entsetzt. Die Prägung durch klassische Werke hinderte offensichtlich nicht daran, aus Rassenhass einen gigantischen Massenmord zu organisieren.

Auf der anderen Seite – und das ist ganz wörtlich zu verstehen – konnte klassische Lyrik im Konzentrationslager den Tod hinauszögern, gegen seine tägliche Drohung etwas weniger empfindlich machen, Kraft geben, die unmenschlichen Strapazen durchzustehen, ja zu überleben. Besonders eindrucksvoll beschreibt die Literaturwissenschaftlerin und Autorin Ruth Klüger in ihrem Jahrhundertbuch »weiter leben.« die rettende Macht der Künste in tödlicher Lage. Mit 11 Jahren kam sie ins KZ, erst nach Theresienstadt, dann nach Auschwitz, dann nach Christianstadt.

Dass sie gegen alle Wahrscheinlichkeit nicht gleich bei der Selektion in die Gaskammer geschickt wurde, verdankte sie dem Rat einer Schreibkraft, sich älter zu machen. Neben vielen weiteren Zufällen trug auch zu ihrem Überleben bei, dass sie einen reichen Vorrat an Gedichten verinnerlicht hatte.

Es war aber nicht deren Inhalt oder Erinnerungswert, der sie stärkte, sondern ihre Form und Gebundenheit. Klüger berichtet, dass die eigentlich unerträglichen Stunden anders vergingen, wenn man sich innerlich Gedichte aufsagte, denn sie wurden gegliedert und eingeteilt von den Versen und ihrer Folge: "Ist die Zeit schlimm, dann kann man nichts Besseres mit ihr tun, als sie zu vertreiben, und jedes Gedicht wird zum Zauberspruch." Deshalb halfen ihr längere auch besser als kürzere: "Die Schillerschen Balladen wurden denn auch meine Appellgedichte, mit denen konnte ich stundenlang in der Sonne stehen und nicht umfallen, weil es immer eine nächste Zeile zum Aufsagen gab, und wenn einem

eine Zeile nicht einfiel, dann konnte man darüber nachgrübeln." Doch außer dieser eher mechanischen Zeitvertreib-Hilfe, sicherten Gedichte in noch umfassenderem Sinn das Überleben.

Neuere neurologische Beobachtungen haben feststellen können, dass schwer hirngeschädigte Musiker, deren Erinnerungsvermögen gegen Null tendierte, dennoch ganze Kompositionen abrufen konnten, weil diese nicht im Einzelnen, Note für Note, sondern als große organische Einheiten, oft verbunden mit motorischen Programmen, im Gehirn gespeichert sind. Das Gleiche könnte für auswendig gelernte Dichtungen klassischer Tradition in Vers und Reim gelten, deren Musikalität, Konstruktion und Gebundenheit Totalität und Sinn vorspiegelt.

*Ruth Klüger* erlebte am eigenen Leibe die gewaltige Bedeutung konstruktiver lyrischer Arbeit, als sie selbst im KZ Gedichte schrieb. Sie bescheinigt ihnen 46 Jahre später "Unbeholfenheit", aber: "Es sind Kindergedichte, die in ihrer Regelmäßigkeit ein Gegengewicht zum Chaos stiften wollen, ein poetischer und therapeutischer Versuch, diesem sinnlosen und destruktiven Zirkus, in dem wir untergingen, ein sprachlich Ganzes, Gereimtes entgegenzuhalten; also eigentlich das älteste ästhetische Anliegen ... Ich habe den Verstand nicht verloren, ich hab [sic] Reime gemacht."

### **Ein Wiederanheben?**

Unmöglich! So argumentiert Wendell Kretzschmar im "Doktor Faustus" *Thomas Manns*, als er die Frage behandelt, warum die Klaviersonate op. 111 Ludwig van Beethovens keinen dritten Satz habe. Nach den vorhergehenden, sehr ernsten Tönen ist allenfalls eine Coda möglich.

Die Frage nach den Körpertreffern der Lyrik steht unbeeindruckt da, kaum angekratzt. Die Evidenz poetischer Wirkung auf die Physis, die so viele bestätigen, die ich selbst deutlich spüre, lässt sich schwer übertragen, vielleicht aber andeuten.

Eine kleine Zeit traf ich mit einem hoch geschätzten Redakteur und einer freundlichen Verlagspressefrau eine Vereinbarung: Bei jedem Treffen sollte ein neues Gedicht auswendig gelernt sein. Wir sahen uns ein-, zweimal im Jahr nur, und es galten auch Vierzeiler. Leider hielt die Vereinbarung nicht lange, ungefähr drei, vier Jahre, doch es genügte, um mir zu beweisen, dass ich auch lange nach der Schulpflicht Gedichte im Herzen behalten konnte. Storms "Meeresstrand", Schillers "Nänie", Gern-

hardts "Gleichnis", Goethes "Selige Sehnsucht", Rühmkorfs "Wildern im Ungewissen", Morgensterns "Vice versa", Ringelnatzens »Bumerang", Meyers "Marmorknabe", Iugas "wenn ich mir einen rock kaufe" und noch eine Reihe weiterer.

Vor einigen Jahren half mir das ungemein in Russland (Samara, Togliatti), als ich mit Uni-Studierenden dort über Lyrik sprach, denn dort gilt es viel, ja fast alles, wenn Dichtung als persönlicher Besitz frei vortragen wird. Das ermöglicht einen erstaunlich unmittelbaren Austausch noch über Sprachbarrieren hinweg. Diese Form der Verinnerlichung durch das Auswendiglernen ändert auch das Verhältnis zu einem Gedicht schlagartig. Es verbessert nicht unbedingt dessen Verständnis, manchmal wirkt es sogar rätselhafter, aber es setzt eine schwer erklärbare, kraftvolle Wechselwirkung zwischen den Versen und dem Körper in Gang. Heilung kann ein Effekt sein, doch ist das eher die Ausnahme. Für mich gleicht die Anwesenheit vieler Gedichte in mir eher einer Art LSD-Depot, das plötzlich Gefühle und Wahrnehmungen steigern kann. Im Griff habe ich diese Wirkung nicht, und manchmal scheint der Depotverwalter zu schlafen. Aber immer ist er wach, wenn ich Gedichte vortrage und sie so mit anderen teile.

## II. Werner Lutz<sup>2</sup>

Warum wohl  
auf den Sonnenseiten meiner Bücher  
den zeichenüberblühten Hängen  
das Zirpen verstummt

und warum wohl  
trägt mich die Tabakwolke seltener  
ans Fenster  
fällt mir kein Scherzwort ein  
um es den Schönen nachzurufen  
Vogelsteller sind am Werk  
das Heitere in meinem Leben einzufangen

---

<sup>2</sup> *Werner Lutz* (geb. 1930) ist ein Schweizer Dichter, Grafiker und Maler ([http://de.wikipedia.org/wiki/Werner\\_Lutz](http://de.wikipedia.org/wiki/Werner_Lutz)).

die Uhren  
geben mir gesüßte Drogen ein

seitdem ich Umgang  
mit der Schwermut pflege  
zerfallen die Kristalle meiner Träume  
und den Gedichten  
ist der Duft entströmt

Ein Fremder bin ich und eitel dazu, so eitel sogar, mich in fremden Versen zu bespiegeln, bis ich in der Widergabe mich lächerlich zu drehen beginne, langsam nur, hie und da eine Gewandfalte zurechtzupfend, eine Stirnfalte glättend, meine Vielfältigkeit sonst aber schlicht bewundernd, aber nur solange ich mich – peinlich, peinlich – durchschaut sehe im Anschauen und gar zu arg erkannt, weshalb ich schamzerpört und verlegen die Verwegenheit ablege, da der Schein meiner Schönheit in dem Gedichtspiegel sowieso längst vergangen ist wie, wie, wie – das sollte W. Lutz besser sagen, weil er es besser sagen kann.

Neidisch bin ich nämlich, doch kein missgünstiger Beckmesser, Meckbesser, Messbecher, oder wie das heisst. Ich bin stattdessen widersprüchlich, fast ein wenig wie *W. Lutz*, der seine ernstesten Scherze treibt mit dem Fragen nach dem Warum, dem Verlieren, dem Tod. Auch das kenne ich, könnte ich es auch nicht wie er, den ich nicht kenne.

Mir kommt das hier, je länger, je lieber, wie eine Fraternisierung vor, obwohl ich doch gar nicht auf Kriegsfuss stand noch stehe mit Lutz und Lutzens Büchern; im Gegenteil! Und wie er hinschreibt, „auf den Sonnenseiten meiner Bücher“ und von „den zeichenüberblühten Hängen“ und dem „Zirpen“, das angeblich verstummt sei, da scheint und blüht und hügelt und zirpt es in mir aufs Allersinnlichste.

Wiederum kann ich dabei nicht neidisch sein, weil Lutz vom Verstummen schreibt. „Klarer Fall!“, denken ich und mein philologisches Selbst, „Wie bei Meyer!“ Der Schweizer nämlich hat mein Lieblingsgedicht geschrieben. Leider oder zum Glück hört sich der Titel inzwischen leicht verunglückt an: „Stapfen“. Das klingt in vieler Menschen Heutöhren nach einem misstrutigen, schweren Kerl, der kraftvoll sein Grobshuhwerk in den Schlamm prallen lässt. Es geht aber im Gedicht nur um zarte, reisehafte Fuss-Stapfen.

Einschub: Als ich das Wort sicherheitshalber im Wörterbuch nachschlage, stosse ich auf eine ununterbrochene Reihe unbekannter Fu-Wörter: Fustage, Fustanella, Fusti, Fustikholz, Futhark und am Ende auf die passende Bewertung der Funde: futil und Futilität, die „nichtig“ und „Nichtigkeit“ heissen. Ende des Einschubs.

Bei *Conrad Ferdinand Meyers* „Stapfen“ jedenfalls gibt es erst das Sehen, dann das Sehen mit Hilfe der Spuren, dann das Verwischen der Spuren und schliesslich nur noch das Erinnern: alles festgehalten im Gedicht; und die Liebe, natürlich. Die „Tabakwolken“, das „Fenster“, das „Scherzwort“, die „Schönen“ – alles da! Ist Lutz ja eingefallen. „Das Heitere in meinem Leben“, „die Kristalle meiner Träume“, vor allem und mir besonders lieb „der Duft“ seiner Gedichte.

Das Plattgedachte – hier spielte Lutz nur mit der Schwermut und ihren Umgangsschäden – macht sich nicht allzu breit, denn grad weil in mir die schönen Sachen aufscheinen, da sind und real, sind sie ja vielleicht wirklich nicht mehr bei ihm. Er hat sie auf jeden Fall mir vermacht, geschickt übersandt, als Flaschenpost im Wörtermeer, adressiert an Herzstrand, um *P. Celan* frei zu zitieren, der mir verzeihen möge. Ich bin aber grad so gefangen von dem Lutz-Gedicht, ehrlich gesagt, von einer Menge Lutz-Gedichten hier, dass ich gar nicht aufstehen und nach dem Buch suchen mag, in dem Celans Dankesrede zum „Bremer Literaturpreis“ und das genaue Herz-Zitat steht.

Wie gut, dass der „Wahrig“ [2] für die Fu-Funde in Griffweite war und ist! Seine Hilfe schätz ich sehr, mehr noch freilich Lutzens Leistung, denn ich kann seine Zeilen heiter lesen, als Witz sogar, der auf die Schippe nimmt, was schrecklich sein könnte, um es ex negativo wegzuzaubern. Die Heiterkeit, das stimmt schon, ist da, gleich neben und in der unverborgenen „Schwermut“, mit der „ich Umgang pflege“. Dass ich „Einspruch!“ rufen möchte, versteht sich fast von selbst, denn ich will weder Lutz noch seine Sonne, noch seine Tabaksfreuden, noch seine Träume verschwinden sehen, eingefangen, betäubt.

Wie viel schöner klingt „Schwermut“ als „Depression“! Mir steigt gleich einem Hochdruckkeil die Hoffnung in sein Niederdruckgebiet. Er sieht Verlust, Vergehen, Verschwinden, doch immerhin noch das, was war. Er wird beraubt von den flatternden Heiterkeiten, benebelt von der Zeit, aber wütend scheint er nicht zu sein, wer da „Ich“ sagt. Er „pflegt“ „Umgang mit der Schwermut“. Wenn ich nicht aufpasse, zieht es mich in

diesen Strudel von abwärtskreiselnden Strudelmassen hinein. Und leider ist es kein Topfen- oder Nuss- oder Mohnstrudel, viel kleiner als ein Malstrom, aber grösser als ein Waschbeckenwirbel. Das weckt in mir den unstillbaren Rettungsinstinkt. Erst das Lyrische Ich und dann den Rest der Welt, inklusive mich selbst. Retten, retten, retten. Ich will nicht, dass der „Duft entströmt“, „das Zirpen verstummt“, „die Tabakswolken seltener tragen, „kein Scherzwort einfällt“!

Das Lutz-Gedicht ist selbst eine „gesüßte Droge“, schon wahr, ist Uhrenkunst, aber reiche, weil sie mir Zeit gibt: über die süßen Klänge nachzudenken zum Beispiel. Ich möchte singen, was da steht, oder zumindest ein Lied komponieren. Ach, nicht einmal ein Sänger oder Tonsetzer bin ich! Eitel, das schon, falls ich es noch nicht erwähnt habe.

Haben Sie schon mal die Ichs in dem Text gezählt? Scheußlich! In der Grundschule hätte man mir die Seiten um die Ohren gehauen, aber zum Glück bin ich schon 46, äh 47. Naja, es kommt ein wenig darauf an, wann Sie den Text lesen werden. Und „zum Glück“? Dass ich nicht mehr kindsjung bin, weist ja darauf hin, dass auch bei mir die „Vogelsteller am Werk sind“. Mist, schon wieder bin ich bei dem, was ein Robert-Gernhardt-Buchtitel so treffend nennt: „Ich, ich, ich“.

Daran ist Lutz mitschuldig, ohne es ihm direkt vorwerfen zu wollen. Es fasst mich so eine Sehnsucht an nach dem Kerl, der ich mal war und natürlich nach dem, von dem in dem Gedicht die Rede ist, der „Sonnenseiten“ mit „zeichenüberblühten Hängen“ samt „Zirpen“ zu schreiben in der Lage ist, der raucht, es genießt, sich vom Genussrauch tragen zu lassen zum Fenster, um auf die Welt zu schauen, mit ihr, vor allem natürlich mit „den Schönen“ ins Gespräch zu kommen – scherzend, Sehnsucht nach einem, der duftende Gedichte schreibt.

Noch gibt es ihn, hier im Gedicht. In mir gibt es mich, als Grundschüler auch noch, den Jugendlichen, den Studenten, den Berufsanfänger, den Reisenden mittlerer Jahre, von den Rollenfächern, die ich sonst ausprobiert, zu schweigen. Im besten Fall leben alle Ichs in einem Haus und besuchen sich. In der Regel regiert ein gestrenges Hausmeister-Ich, bleibt bei sich und kontrolliert penibel. Dann und wann freilich sitze ich im obersten Stock, wo die Luft dünner wird, meide Fenster und Spiegel, hülle mich in Düstergedanken oder fehlfarbene, schlürfe „gesüßte Droge“ aus Uhren und habe Sehnsucht nach der Zeit vor dem Zerfall und fühl mich fremd.

Das ist gelogen, wenn ich so ehrlich sein sollte, wie Lutzens farbtuschelnde Wahrworte. Ich denke, fühle, sehe, schmecke, rieche die Sehnsucht auf diese Weise, weil ich sein Gedicht gelesen habe und manche sonst von ihm. Früher hätte ich vielleicht an „ein süßes Weh zieht ihn hinab“ gedacht. Zu schwach, zu feinsinnig, zu weit weg. Warum wohl ziehe ich jetzt Werner Lutz vor? Warum wohl! P.S. Wussten Sie, dass „eitel“ auch „nichtig“ heisst.

## **Bibliographie**

1. Studien zu altenglischen Zaubersprüchen. Münster, 1975.
2. Wörterbuch der deutschen Sprache / Hrsg. von G. Wahrig, München. 2000.